Wanderungen
und
Kreuzzüge
durch
einen Theil Deutschlands,
von
Anselmus Rabiosus dem Jüngern.

Zweite, ganz verbesserte, und umgearbeitete, und vermehrte Auflage.

Es ist kein schlimmer Kräutlein, dann die Wahrheit.
Claus Narr.

Zweyter Theil.

Altona,
in Commission bei der Verlagsgesellschaft.
1796.

Wanderungen und Kreuzzüge
durch
einen Theil Deutschlands,
von
Anselmus Rabiosus dem Jüngern.

Es ist kein schlimmer Kräutlein, dann die Wahrheit.
Claus Narr.

Zweyter Theil.

Veranlassung.

Wenn die akademischen Jahre zu Ende gehen und den väterlichen Sendschreiben, außer den gewöhnlichen Clauseln wegen Fleiß und Sparsamkeit auch vorläufige Erinnerungen vom endlichen Zurükkommen beigefügt werden; da untersucht man die Summe der gesammelten Kentnisse gewöhnlich etwas genauer, um etwa hin und wieder ein wenig nachzuhelfen und vorkommende Lücken, so gut es in Eil möglich ist, auszufüllen. Dieses ist itzt mein Fall. Ich untersuche und finde, daß die Kenntniß der Sitten und Lebensart der Leipziger Studierenden gerade das Interessanteste ist, was ich aus Leip,

Leipzig mitnehmen konnte. Alles übrige ließ sich mit weniger Aufwand von Zeit und Kosten an jedem andern Orte aus Büchern schöpfen. Außer Stande nun, von besagter Wissenschaft je selbst einigen Nutzen zu ziehen, gerieth ich auf den Gedanken, sie dem Publikum mittheilen zu lassen. Man wird gern einige Groschen für eine Reihe von Erfahrungen geben, die dem Sammler mehrere hundert Thaler kosteten. Manchem können sie sogar von Nutzen seyn, ihn mindestens eine Stunde sich selbst vergessen machen. — So dachte ich, und ob ich irrte, muß der Erfolg lehren. Daß ich in der Darstellung nicht sorgfältiger war, wird man in Rücksicht dessen, was ich zu Anfang gesagt habe, gewiß verzeihen.

Leipzig

ist als Universität betrachtet eben so einzig in seiner Art, wie es an und vor sich ist. Solch ein zweideutiges Gemisch von Ton, solch ein schielendes Ding von Volks- und Bürgercharakter trift man im deutschen Reiche eben so wenig wieder an, als das wunderbare Thier, das hier Student geworden ist. Auf jeder andern Universität läßt sich der Student unter eine der zwei bekannten Klassen ordnen; in Leipzig findet man von beiden nichts Ganzes, aber wohl in jedem Etwas von beiden; und es würde wahrlich keine verwerfliche Preisaufgabe seyn, dieses vage, charakterlose Völkchen unter bestimmte Klassen zu bringen. Man sage von Sittenlosigkeit anderer Universitäten was man will; man streiche die feinen Sitten Leipzigs heraus, so viel man will: mir ist der ernste Jenische Bursch tausendmal lieber, als der freundliche Leipziger Student: ich will lieber jenem einen Verstoß wider feine Lebensart,

als

als diesem seinen Mangel an Gradheit verzeihen; möchte, wäre ich Vater, meinen Sohn lieber mit zerhauenen Gliedern, als mit verderbten Herzen nach Hause kommen sehen: obgleich jenes in Jena bey weitem nicht mit der Gewißheit zu fürchten ist, als dieses in Leipzig. Ueberhaupt weiß der Himmel, wie Leipzig zu dem Ruhme kommt, als ob der Student daselbst feine Sitten lernen könne. Auf keiner Universität ist er so ganz von aller Verbindung mit Familien ausgeschlossen, die seinem Stande angemessen wären. Von Allen verachtet, muß er sich zu dem Umgange mit niedern Bürgerfamilien entschließen, oder sich auf seines Gleichen einschränken. Der Professor ist zu stolz auf seine Kenntnisse; der Adeliche zu stolz auf seinen Adel; der Beamte zu stolz auf seinen Rang; der Kaufmann zu stolz auf sein Geld: alle finden ihre Rechnung dabei, einem Stande die Vergehungen fühlen zu lassen, deren er sich leider gegen seine eigne Würde schuldig macht, und wenn es so fort geht, und nicht irgend ein

günsti-

günstiger Zufall den Stand der Studierenden in Leipzig wieder emporhebt; so wird er bald zum Sprichworte werden.

Anzahl.

Der große Ruf der Stadt zieht noch immer eine ziemliche Menge Studierende herbei. Ausländer zwar wenig, aber desto mehr Landeskinder. Wer sich einen Begriff davon machen will, zu welchem rasenden Grade die Sucht zu studieren in Sachsen emporgestiegen ist; der halte sich nur zu Anfang der halbjährigen Vorlesungen in Leipzig auf. Heerdenweis liefern die unzähligen Stadt- und Dorfschulen ihre Zöglinge, und, mit Entsetzen bemerckt man, jedes Jahr weniger reife, und weniger vorbereitete. Jeder Tagelöhner läßt seinen Sohn studieren, sobald er ihn nur auf der Schule vor dem Verhungern sichern kann: wovon er einst auf der Universität leben soll, daran wird nicht gedacht. Daher die Fluth von Bitt-

schriften,

schriften um Stipendien, die unaufhörlich nach der Residenz strömt und vor einigen Jahren die Regierung bewog, ein besonderes Mandat an die Schulvorsteher und Rektoren ergehen zu lassen, worinnen ihnen geboten wurde, ganz arme und unfähige junge Leute vom Studieren abzuhalten und ihnen die erforderlichen Atteſtate zu verweigern, ohne welche ferner niemand auf der Universität angenommen werden sollte. Es ließ sich voraussehen, daß dieses Mandat fruchtlos seyn werde. Die Herren Rektoren finden es bequemer, das Mandat zu vergessen und lieber die Speziesthaler und Dukaten einzustreichen, die ihnen die Testimonia einbringen, und die ihnen außerdem fast alle entgehen müßten. Sie würden, mich dünkt mit allem Rechte, noch zehn ähnliche Befehle nicht besser respektiren. So lange die Kursächsischen Universitäten Personen aufnehmen, die schon von allen Gerichtsbarkeiten ausgestoßen worden sind, oder die nicht einmal Lateinisch lesen können, von welchen sich also nichts als Schimpf er-

war-

warten läßt, so lange kann es keinem, meistens mit spärlichem Gehalte angestellten Schullehrer zum Vorwurf gereichen, wenn er der — zu bewirkenden — Aufnahme der vaterländischen Universitäten seinen Vortheil nicht opfert und es ist zu verwundern, wie man ihm etwas dergleichen zumuthen konnte. Weit eher würde man diesen Zweck erreichen, und es würden der Bittschriften ungleich weniger werden, wenn man die Landesstipendien minder nach Gunst, mehr nach Bedürfniß vertheilte, sie nicht Personen aufdränge, die sich wegen ihres Aufwandes und Herkommens schämen müssen Stipendiaten zu seyn. Der Minister schickt aus Spas dem Sohne eines Freundes die Anweisung, ohne daran zu dencken, daß er dadurch einen Raub begeht, der den Staat um einen guten Bürger bringen kann. Daher kommts, daß wirklich Arme oft zwei Jahr und drüber warten müssen, ehe sie so glücklich sind, eins zu bekommen, wenn sie nicht etwan auf dem Wege der Heucheley, unter der Maske des Religionseifers und der

Schein-

Scheinheiligkeit sich die Protektion eines Großen im Lande zu erschleichen fähig sind, der ihnen dann nicht nur dazu behülflich ist, sondern sie sogar selbst unterstützt, auch wohl ihr Glück macht, wenn sie den Schalck glücklich genug zu verbergen wußten. Ein Beispiel von letzterm mag genug seyn. Ein Mensch, auffallender Vergehungen wegen eines geistlichen Amtes entsetzt, zweyer falscher Eide so gut als überführt, kam mit Schimpf und Schande bedeckt nach Leipzig. Unverschämt, wie seine Verbrechen es nothwendig machten, suchte er sich durch Zudringlichkeit und Betrügereyen zu helfen; aber ohne Erfolg. Seine Ehrlosigkeit ungeachtet sprach doch niemand mehr von Ehre als er, und so unwissend er war, gab es doch in seinen Augen keinen gescheutern Kerl als ihn. Alle diese Prahlereyen waren aber nicht fähig den Schurken zu bedecken, der ihm unverkenbar auf dem Gesicht stand. Verlegen über soviele mißlungene Versuche stellte er sich endlich mit der Larve des Pietismus dem Ge-

fichte seinem Beschützer vor, und — ward in kurzen anständig versorgt.

Wohnungen.

Bei dieser Anzahl von Studierenden müßte es durchaus an Wohnungen fehlen, wenn alle so anständig wohnen wollten, wie es ihr Stand erfordert, und wie der Student in Jena und Göttingen wohnt. Da aber die mehresten in elenden Löchern, wo sonst niemand wohnen mag, viele auch bei Bürgersleuten mit auf der Stube wohnen, so reichen die Logis eben zu. Ob nun gleich auch hieraus den Studierenden kein geringer Schimpf erwächst; so hat doch jeder Bürger lieber Studenten als andere Personen bei sich, weil sich niemand so prellen läßt, als, sie. Ein Winkel im fünften oder sechsten Stockwerke, oder in einem spannenlangen Hofe über der Mistgrube, wird an Studenten um sechzehn Rthl. vermiethet, da eine

eine andere Person etwa vier Rthl. geben würde. Dabei hat man noch den Vortheil, den Studenten beim Kaufe des Kaffes, Holzes und anderer Viktualien zu betrügen. Aus großen Häusern, vorzüglich wenn sie Kaufleuten oder vornehmen Familien gehören, in der Stadt so gut wie in der Vorstadt, sind sie ganz verwiesen. Lieber vermiethet man an Ladendiener oder Künstler, weil man befürchtet, von Studierenden keine Miethe zu bekommen oder durch ihr ungesittetes Betragen beeinträchtigt zu werden. Hin und wieder wohnt in einem großen Hause unterm Dach oder im Hinterhofe eine ehrsame Muse, die sich aber ganz still verhalten muß. In der Vorstadt zu wohnen ist vor einiger Zeit verboten und nur Kranken und solchen erlaubt worden, die daselbst frei wohnen. Allein dieser Befehl ward sehr bald vergessen. Die ungebundenere, wohlfeilere Lebensart daselbst hat für manche zu vielen Reiz, und weil man gewöhnlich von einer sehr unedeln Menschenklasse umgeben ist, getröstet man sich desto

eher

eher einiger Achtung, die man in der Stadt nicht zu hoffen hat.

In keinem Hause trifft man so viele Studenten beisammen an, als im

Paulinum,

einem Gebäude, welches seiner Originalität wegen wohl verdient, daß es besonders erwähnt wird. Es liegt gegen Morgen auf dem gesundesten Platz der Stadt und besteht aus den Resten eines ehemahligen Klosters, denen man aber nach und nach so viele Zwischen- und Nebengebäudchen angehängt hat, daß es Mühe kostet, jene heraus zu finden. Es gehört der Universität, ist daher ein schwarzes, unscheinbares und dabei ziemlich baufälliges Haus, ob es gleich der gute Hübner in seiner Geographie unter die sehenswürdigsten Gebäude Leipzigs rechnete. Blos der hintere Theil desselben kann hier interessiren, ich schränke mich also blos auf

ihn

ihn ein. Er macht einen Theil der Stadt-Mauer aus und ist zum Theil, aber schon vor vielen Jahren, und nur auf der Zwingerseite, gelb abgeputzt worden. Ein Schmuck, der itzt blos dazu dient, die Spuren der aus den Kammerfenstern geschehenen ekelhaften Ausgüße deutlicher zu bemerken. Uebrigens läßt sichs auch nicht leicht irgendwo besser wahrnehmen als hier, was für Veränderungen einige Jahrhunderte im Geschmack bewirken können, indem neben dem bemahlten der niedere Theil, sonderbar genug, noch ganz im alten Mönchsstiel dasteht: kleine, oben spitzig gewölbte Fenster, dicke Mauern, von außen mit einigen Reihen grüner Kacheln verziert, auf denen gräßliche, sich Zug für Zug gleichende Karrikaturgesichter abgebildet sind, welche Christus-Köpfe vorstellen sollen, wie die hie und da noch lesbare Unterschrift: SALVATOR beweiset. Dieses Gebäude nun enthält über funfzig kleine Stuben und Kammern, die in drey Stockwerke vertheilt sind. Der auf der Zwingerseite hinaus

aus haben eine romantische Aussicht von mehrern Stunden in die Weite und werden gewöhnlich solchen gegeben, die sie durch die elende Aussicht in den Hinterhof eine Zeit lang verdient haben. Ohngeachtet die Stubenthüren sich in patriarchalischen Umständen befinden und vom Bewohner gleich nicht vermuthen lassen, daß er ihrem Verschluße Kostbarkeiten anzuvertrauen habe; so wird doch das Innere der Zimmerchen, das heißt die vier Wände, durch die Vorsorge der Viceadministrators, eines treflichen, menschenfreundlichen Mannes, immer, so viel es die Unreinlichkeit der Bewohner verstattet, reinlich genug gehalten. Die langen schwarzen Säle sind dunkel und von den vielen Schlafkammern stets mit widrigem Geruch angefüllt. Des Abends werden sie mit Laternen erleuchtet, die hin und wieder so sinnreich angebracht sind, daß man wirklich mit ihrer Hülfe erst wahrnimmt, wie finster es ist.

Unter den Stuben giebt es acht freie, die von den Interessen dazu bestimmter Kapitalien bezahlt und gewöhnlich an Studierende aus den Familien der Stifter vergeben werden. Sechs davon sind, wegen ihrer Aussicht und des damit verbundenen Freitisches im Convik-torium vorzüglich: hingegen die beiden übrigen ganz das Gegentheil davon und besonders Eine übertrift an Abscheulichkeit alle Erwartung. Dieses Zimmerchen nehmlich befindet sich gleich neben dem Anatomischen Theater, in einem Winkel des Gebäudes, über alten Grabgewölben, welche zur Kirche gehören. Der Eingang ist in einer halb verfallenen Schlucht, wohin Zuglöcher aus den Anatomischen Vorrathskammern geführt sind. Ganze und halbe menschliche Körper, die man bei den Vorlesungen nicht brauchte, werden in diesen Behältnissen so lange aufbewahret, bis der äußerste Grad von Fäulniß den Professor der Anatomie nöthigt, sie vergraben oder maceriren zu lassen. Die Fenster der Stube gewähren dem

Be-

Bewohner genau so viel Licht, als eine halbe Elle Himmel hergiebt, da die ringsumhergezogenen Dächer keine Refraktion der Lichtstrahlen erlauben. Auf Sonn- und Mondschein muß er ganz Verzicht thun. Die Feuchtigkeit, die aus den darunter befindlichen Gewölben aufsteigt, und die Wände grün färbt, bemächtigt sich aller Habseligkeiten, und verursacht einen übeln Geruch, der, vereinbart mit den aus jenen anatomischen Kammern herbeiziehenden Dünsten, fast unerträglich ist. Oeffnet man nun ein Fenster, so kommt noch zur Abwechselung die Ausdünstung einer Dachrinne hinzu, in der sich leider etwas mehr, als Regenwasser befindet. Daß Aufwartung und andere Bequemlichkeiten sehr weit davon entfernt sind, will ich gar nicht erwähnen. Wer sollte glauben, daß ein Mensch im Stande wäre, nur Einen Tag in solchem elenden Kerker, den man dem Menschenfreunde Howarth hätte zeigen sollen, auszuhalten, und gleichwohl hat mancher Jahre

daselbst zugebracht, ohne eine Prämie dafür zu erhalten, so gewiß er sie auch verdient hätte.

Die Ausmöblirung der sämmtlichen Stübchen wird den Bewohnern überlassen, die sie um ein geringes Geld von der Aufwartung miethen. Kein Wunder, daß sie schlecht und abentheuerlich ausfällt. Ein zerbrochener alter Lederstuhl, dem man schon längst des einigermaßen Entbehrlichen zu verschiedenem häuslichen Gebrauch beraubt hat; ein Tisch, welchem man die seit zwanzig Jahren drauf gehaltenen Mahlzeiten und geopferten Dintenvorräthe von weitem ansieht; ein Bücherbret, dessen Größe den zahlreichen Bibliotheken der Herren Besitzer völlig entspricht: das ist gewöhnlich Alles, was man antrifft, wenn man einige alte Töpfe für nichts rechnet, mit welchen der antike Ofen verziert ist. Bis in die Schlafkammern zu dringen, ist keinem profanen Auge verstattet;

wird

wird man aber durch Zufall in den Stand gesetzt, einen verstohlenen Blick hineinzusenden; so hat man Ursache, die Resignation dieser Herren auf nächtliche Bequemlichkeit zu bewundern; ihre Lager bestehen nicht selten blos aus Stroh und alten Lumpen.

Die Bewohner selbst sind diesem Ganzen noch mehr als angemessen, und an Sitten und Lebensart von andern Studierenden merklich unterschieden. Nirgends trifft man wohl unter Studenten so tiefes Elend, und gleichwohl so frohe Laune an, als hier. Die wohlfeile Miethe und das unbemerkte Leben zieht aus der ganzen Studentenmasse die allerärmsten hieher. Nachbarschaft, gemeinschaftliches Elend, und — meist auch — gemeinschaftliches Studium stiften unter ihnen die engste Verbindung. Durch den Umgang theilt sich bald auch die Denkart mit, und vollendet das einträchtige Ganze.

Elend

Elend wird den Geist nie veredeln, sondern ihn immer verderben. Durch die schmerzliche Empfindung des Mangels stets auf sich selbst zurückgeführt, wird der Mensch selbstsüchtig. Die Verachtung, die andere ihn fühlen lassen, schränkt ihn auf sich selbst ein; er haßt die Menschen, weil sie sich ihm stets nur von der gehäßigen Seite zeigen, und die noch so geringen Verdienste, die er an sich selbst wahrnimmt, müssen dadurch natürlich in seinen Augen gewinnen. Er haßt besonders die, welche das Schiksal in einen behaglichen Zustand versetzte. Eigendünkel, Neid, Mißtrauen, sind die Hauptzüge in dem Charakter solcher Menschen, die vom Elend zu Boden gedrückt werden; und auch hier sind sie stark anzutreffen. Doch erstickt hier der Druck des Elends nicht immer die perceptiven Geisteskräfte; man findet selbst unter den ärmsten Paulinern oft helle Köpfe, und nirgends in Sachsen wird wohl so frei über Staat und Religion gesprochen, als hier.

Da

Da selten weniger als zwei, oft auch dreie Eine Stube bewohnen, so beläuft sich die Anzahl dieser Herren ziemlich hoch. Sie zerfallen nach Maaßgabe der größern oder kleinern Uebereinstimmung der Denkart in viele kleine Clubbs, die täglich, besonders Abends, zusammenkommen und Freud und Leid miteinander zu theilen pflegen. Besonders suchen sie mit vereinten Kräften Hungersnoth von ihren Cirkeln entfernt zu halten, die sie gleichwohl nicht selten bedroht, so einfach auch ihre Lebensmittel sind, und so wenig man glauben sollte, daß es an diesen je fehlen könnte. Brod und Kartoffeln ist das Gewöhnlichste. Diese beiden Artikel werden in gräßlicher Quantität dahin geliefert. Ist man bei Gelde, so werden auch wohl Erbsen und Linsen und grünes Gemüse, auch wohl Fleisch gekocht. Bei dergleichen solennen Schmausereien präsidirt gewöhnlich eine der ältesten Musen, die die Zubereitung der Gerichte übernimmt, und was ihnen an Schmackhaftigkeit abgeht, durch originelle Einfälle

und

und Erzählung von Schwänken zu ersetzen sucht, welche seit einem halben Jahrhundert auf dem Paulinum gespielt worden sind. Ist hingegen die Baarschaft ausgegangen, hat man schon allen Credit bey den Lieferanten und bei der Aufwartung erschöpft, sind schon alle Habseligkeiten vom Dintenfaß bis zum Kaffetopf herab, den täglichen Anzug oft nicht ausgenommen, zum Meister Wind *) gewandert, so sucht man sich durch hunderterlei kleine Prel-

lerei-

*) Dieser Meister Wind war der allgemeine Nothhelfer der Pauliner. Er lieh auf alles, was man ihm brachte, wofern es nur ein Paar Pfennige Werth hatte. Die Pauliner = Kaffetöpfe standen bey ihm in hohem Ansehen, weil er wußte, wie unentbehrlich diese Möbel daselbst sey. Leider ist er vor kurzem gestorben. Zu seinem Ruhm darf nicht unbemerkt bleiben, daß er dem um vier Groschen Bittenden lieber gab, als einem Andern, der auf größre Kostbarkeiten viele Thaler verlangte, so wenig er auch bey Ersterm verdiente. „Denn, sprach er, „jener braucht es zum Brode, dieser zur Verschwendung.„

lereien und Anschläge auf die Beckerläden so gut zu helfen, als es geht. So lange man noch so viel aufbringen kann, einen gemeinschaftlichen Ruhst, so nennen die Pauliner Bursche den Kaffe, zu kochen, wird man aus keinem Munde eine Klage hören, und selbst die Art, sie einander vorzutragen, ist so einzig in ihrer Art, daß sie jedem Fremden Lachen abnöthigen muß.

Die öffentliche Kleidung der Herren Pauliner gleicht ungefähr derjenigen der Herren Theologen, man sehe unten, wie denn auch die mehresten zu diesen gehören: die häußliche aber ist so beschaffen, daß man darunter wenigstens keinen Studierenden sucht. Beschreiben läßt sich eine solche Uniform nicht, weil sie bald aus Noth, bald aus Jux verschieden und wunderbar zusammengebracht ist. Will man einen kleinen Begriff davon haben; so muß man im Herbste, Abends, über einige der

Säle

Säle gehen, wo man zugleich Gelegenheit hat, hin und wieder in ein Zimmer zu blicken und überhaupt die verschiedene Beschäftigung der Herren zu bewundern. Einer kocht, einer spaltet Holz, einer trägt Wasser oder andere Sachen herbei. Bald hört man Flöte, bald Clarinette, bald Geige, bald Harfe, bald Baß, bald Clavier, bald Fagott, bald Jubel und Lärmen. Hier sieht man durch eine halb- geöffnete Thür der verräucherten Stübchen bei qualmender Oellampe, in Tobakswolken gehüllt, eine Solo - Gesellschaft; dort ein frugales Mahl. — Es müßte interessant seyn, un- bemerkt, wie Le Sage's hinkender Teufel, die sämmtlichen Zimmer zu durchwandern, um die an den Wänden angebrachten Inschriften und die in dem Fensterglas gekitzelten Nahmen zu lesen. Man würde gewiß zum Theil sehr alte Nachrichten antreffen, in den Wohnungen der alten Musen vorzüglich, die es unbequem und überflüßig finden, die Wände von Spinne- weben und Oeldampf reinigen zu lassen. Außer

den

den Studenten wohnen noch einige Familien in diesem Gebäude, die meist zur Bedienung desselben gehören. Unter ihnen befindet sich ein philosophischer Schuhflicker, der vielen Umgang mit seinen Herren Nachbarn pflegt, und nie anders als in Begleitung einiger von ihnen spazieren geht. Diese trinken ihm freilich oft mehr, als ihm lieb ist, indeß überwiegt seine Liebe zu gelehrten Unterhaltungen alles, und um deßwillen wird er, ungeachtet der Kerl ein Narr ist, in ziemlichen Ehren gehalten. Am liebsten spricht er von politischen Sachen, entscheidet von seinem Schemmel herab den Ausgang von Schlachten, die Schicksale ganzer Völker, kritisirt Friedensschlüße und Verträge zum todtlachen, und geräth dabei in solchen Eifer, daß niemand etwas gegen ihn aufzubringen vermag.

Stipendiaten.

Die fast allgemeine Armuth der Studierenden macht milde Stiftungen mehr als irgendwo nöthig, und wirklich wird sich schwerlich eine Universität mehrerer Stipendien rühmen dürfen, als die Leipziger: leider machen sie aber keine Ausnahme von dem allgemeinen Schicksal der Stipendien; sie werden nur nach Gunst vergeben. Man hat sie zu drei Rthl. bis zu dreihundert Rthl. hinauf. Wenn auch bisweilen ein Bedürftiger eins der kleinern erhält, so kann sich doch niemand eines der größern getrösten, wer nicht wenigstens schon sein gutes Auskommen hat. Das Vermögen, und der Stand des Vaters trägt ganz natürlich zu den Verdiensten des Sohnes sehr viel bei. Die mehresten werden von der Universität, viele vom Rath, und noch andere von Familien vergeben. Die sogenannten Churfürstlichen vergiebt der Kirchenrath zu Dreßden. Dieser

giebt

giebt es in Verbindung mit dem Prokuratur-stipendien aus Meißen, weit über hundert, jedes zu dreißig Rthl. Die gebohrnen Dreßdner und die Fürstenschüler, welche gebohrne Sachsen sind, genießen sie allezeit, wenn sie auch aus den vornehmsten, reichsten Familien, oder die schlechtesten, liederlichsten Menschen sind. Weil diese Stipendien, den Worten der Stiftung gemäß, nach Verdienst vergeben werden sollen; so müssen Expektanten und Percipienten jährlich viermal zusammenkommen, um sich examiniren zu lassen. Die letztern müssen auch noch lateinische Uebersetzungen verfertigen. Es würde lächerlich seyn, die Kenntnisse eines Studierenden aus den zwei bis drei Fragen zu beurtheilen, die auf einen kommen, und da, so lange dieses Examen nicht zweckmäßiger eingerichtet werden könnte, eine Vertheilung nach Verdienst unmöglich seyn würde, so ists eben nicht sehr zu bedauern, daß auf die Censur keine Rücksicht genommen wird.

Alle Stipendiaten stehen in übeln Ansehen, wenn sie nicht ganz große Stipendien haben, oder sie bekommen, ohne sie zu etwas andern, als zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Die mehresten prahlen zwar damit, und glauben sich um ein Verdienst reicher dadurch.

Conviktoristen.

Unter die zur Unterstützung armer Studierender bestimmten, aber nur selten angewandten Anstalten, gehört auch das Conviktorium, wo täglich Mittags und Abends zweihundert zwei und zwanzig Studierende, theils um ein geringes Geld, theils ganz frei gespeist werden. Der dazu eingerichtete Saal befindet sich im Innern des Paulinums par terre, und konnte wohl ehemals das Refektorium der Mönche seyn, ist aber für die itzige Anzahl Gäste offenbar zu klein. Dabei ist er

finster,

finster, feucht, und weil die Fenster wenig geöffnet werden, herrscht von den Dünsten der Speisen und der Menge Menschen ein widriger Geruch daselbst, dessen man — wie überhaupt mancher andern Dinge — erst gewohnt werden muß, ehe man mit Appetit daselbst speisen kann. Die Speisen selbst sind gut und schmackhaft, und würden gesünder seyn, wenn sie nicht in kupfernen Gefäßen gekocht würden. Sie werden mit einer Hastigkeit verschlungen, die an Unart gränzt, und im Ganzen ist das Betragen der Speisenden oft so beschaffen, daß Fremde, die etwan aus Neugier in den Saal kommen, unmöglich einen vortheilhaften Begriff von den Sitten der Leipziger Studenten bekommen können. Der Senior jedes Tisches hat einige Vorrechte, worauf sich mancher mächtig viel einbildet, und soll über die Gesetze und das Beste des Tisches wachen. Jeder Tisch hält nehmlich zu kleinen Ausgaben eine Kasse, die allzeit dem anvertraut wird,

den

den das Austheilen der Speisen wöchentlich trifft. Mit diesem wenigen Gelde wird an den mehresten Tischen ein schändlicher Wucher getrieben. Wer von den Mitgliedern dieser Kasse etwas schuldig bleibt, oder das drinnen befindliche Geld benutzen will, muß wöchentlich einen Groschen vom Thaler Interessen geben; manchesmal noch mehr. Natürlich daß diese in kurzer Zeit das Capital übersteigen und schändlicherweise werden sie wieder verinteressirt, wenn sie zu einer gewissen Summe gediehen sind. Will man diesen Mißbrauch abschaffen, so giebts immer Schlechtdenkende, die, weil sie selbst nie in die Verlegenheit kommen, von jenem Gelde Gebrauch zu machen, es sehr bequem finden, bei der jährlichen oder halbjährigen Theilung der Kasse ein Paar Thaler zu bekommen, die andre zu ihrem eignen Schaden gesammelt haben. Von Seiten des Direktoriums ignorirt man lieber die Sache, als daß man ihr ein Ende machte. Streitigkeiten und

Beschwerden werden beim jedesmaligen Direktor vorgebracht. Diese Würde wechselt jährlich unter den Decemvirn der Universität. Er hat die vakantwerdenden Stellen zu besetzen. Da sucht dann jeder seine Anhänger, Zuhörer oder Landsleute zu versorgen, oder sich bei der Gelegenheit Freunde — vorzüglich in der Residenz — zu machen. Beispiele, die noch mehr als das beweisen, könnte ich sehr leicht in Menge beibringen, doch Exempla sunt odiosa! Auf Bedürfniß wird gar nicht gesehen. Es giebt Mitglieder des Convikts, die sich nur selten einstellen, um ihre Beiträge an den Tisch zu entrichten; übrigens lassen sie Bekannte für sich speisen. Auf diesem Wege trifts noch eher einen Dürftigen. Man wundert sich nicht wenig, besonders Sonntags, wenn man Herren in glänzenden Uniformen mit zwei Uhren, oder Petitmäters, nach dem neuesten Geschmack gekleidet, hineinpassiren sieht, die man an den mehresten und kost-

barsten öffentlichen Orten zu finden gewohnt ist. Der Minister von B. hatte daher gar nicht unrecht, als er vor einigen Jahren den Wunsch äußerte, daß man aufs Aeußere der Competenten sehen möchte, und daß er Leute, die Uhren und seidene Strümpfe tragen könnten, ungern an dieser Anstalt Theil nehmen sähe.

So untreu man den Absichten der Stifter in der Hauptsache geworden ist, so treu bleibt man ihr in Nebendingen. So wird z. B. nicht eher aufgetragen, als bis ein lateinisches Gebet gesprochen worden, und laut eines am Eingange befindlichen Mandats vom Direktor, soll niemand, bei temporärem oder gänzlichem Verlust seiner Stelle, den Saal nach der Mahlzeit eher verlassen, bis wieder ein lateinisches Gebet gesprochen, und ein deutscher Vers aus einem geistlichen Liede gesungen worden ist. Das erste Gebet

bemerkt man vor dem Geräusch der Kommenden kaum, und während dem letztern pflegt man die Knochen zu zerschlagen, um das Mark herauszuholen. Uberhaupt wird aufs Gebet keine andere Rücksicht genommen, als daß man den Hut abnimmt. Der Doktor Platner, dessen Direktorat allzeit musterhaft ist, hätte unter andern auch gern das Gebet abgeschaft, wenn er nicht den Bannstrahl seiner geistlichen Widersacher gescheuet hätte, der unfähig zwar zu zünden, wenigstens den Augen beschwerlich fällt.

Das Gebet spricht der Lektor, eine alte Muse, die dafür freien Tisch, ein Stübchen im Paulinum und von jedem antretenden Mitgliede sechs Groschen bekommt. Er hat zugleich die Beiträge von den Churfürstlichen Tischen zu sammeln und die während der Meßferien ledigen Stellen einstweilen zu besetzen. Der itzige ist zugleich Famu-

lus der polnischen Nazion, und wenigstens ein poßierlich Thier seiner Art. Wohl wissend, daß eigenes Verdienst ihm mangele, prahlt er mit den Verdiensten und Titeln seines Prinzipals. Kriechend und der unverschämteste Schmeichler gegen Obere, falsch und protektorisch = freundlich gegen Andere, neugierig, unwissend und der größte Spion der Universität, macht er sich gern überall wichtig, und spielt den Beschützer im Kleinen. Leider giebts unter den Zuhörern seines Herrn Elende genug, die ihm schmeicheln und Unterwerfung bezeigen, um auf diesem Wege irgend einen Vortheil zu erlangen.

Die Conviktoristen stehen in der Stadt in übeln Ansehen, und wer den Ton versteht, wird sich gewiß nicht merken lassen, daß er zu ihnen gehört. Da mit zehn Minuten aufgetragen wird, so pflegen die Herren nach ertöntem Schlage mit ziemlicher Schnel-

Schnelligkeit herbeizueilen, so daß ihr Schritt zum Sprichwort dient.

Eine ähnliche Anstalt, nur von weit geringerm Umfange ist unter dem Nahmen Hohenthalischer Tisch bekannt. Auf Kosten eines reichen Privatmannes werden nehmlich gegen zwanzig Studierende täglich Mittags von einem Traiteur gespeist. Hier findet man noch eher Dürftige, vermuthlich wegen der sehr frugalen Einrichtung, die der Anstalt den Spottnahmen: Krützt isch zugezogen hat. Demohngeachtet soll es viele Mühe, Atteste und Bittschreiben kosten, ehe man die Erlaubniß bekommt, mitzuspeisen: auch müssen die Beneficiarien von Zeit zu Zeit Specimina liefern, damit man erfahre, ob bei der kargen Beköstigung des Leibes die Seele gewonnen habe; als was durch die magre Kost wahrscheinlich bewirkt werden soll. Man verleiht übrigens diese

Wohl-

Wohlthat nur auf kurze Zeit, und erspart dadurch den Genießenden die Müh von selbst drauf Verzicht zu thun.

Theologen.

Zur Verachtung der Leipziger Studierenden tragen unstreitig die Theologen das Meiste bei. Diese, die unglücklicherweise den größten Theil derselben ausmachen, haben alle Eigenschaften des Capuzinerordens an sich. Sie sind arm, unwissend, kriechend, niederträchtig, stolz und schmutzig. Letztres macht, daß man sie unter allen herausfinden und ihr Studium aus dem Geruch abnehmen kann, den sie um sich verbreiten. Jenes aber würde ihren Urspung aus der Hefe des Volks auch dann sogleich verrathen, wenn man sie auch hinter die höchste Kleiderpracht verbergen wollte. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in meist dunkeln Ueberröcken, damit man

die

die zerrissenen oder wenigstens äußerst schmutzigen Unterkleider nicht bemerken soll. Sie sind daher abgesagte Feinde vom Winde; die Röcke sind gewöhnlich mit einer breiten schweren Kante Gassenkoth versehen, der bei gutem und schlimmem Wetter von den philosophischen Herren übersehen wird. Ihre runden Hüte, unfähig den täglichen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, die ihnen in den Collegiis von Füßen und Knieen widerfahren, haben ausser der grauen Farbe eine sehr abweichende Form. Das Haar tragen sie ungepudert und struppig. Daher ists von Schweis glänzend und ekelhaft anzusehen, wenn man auch nicht nah genug ist, es zu riechen. Stiefeln sind übrigens ein Hauptbestandtheil ihrer alltäglichen Tracht. Sonntags tragen die Petitmätres unter ihren Fracks schwarze wollene Beinkleider, Westen und Strümpfe, Schuh mit Bändern und spärlich gepudertes Haar; die Renommisten steife Stiefeln und Sporen, schmutzige Lederhosen, blaue

Röcke

Röcke mit rothen Aufschlägen, (ein ehmals weißes Schnupftuch hängt ihnen weit zur Tasche heraus) und einen dreieckigten Hut und Knotenstock. An Wochentagen zeichnen sich die Herren Theologen sammt und sonders durch die von Manuskripten strotzenden beklecksten Portefeuilles und einen großen Haufen Bücher aus, die sie dann unter dem rechten Arm tragen, wenn sie den Linken nicht mehr aufheben dürfen. Zu jeder Zeit aber sieht man sie mit Journalen laufen. Sie wissen von nichts zu sprechen, als vom Kathederwitz ihrer Lehrer, von ihren Journalen, von ihren vielen Collegien, von Predigten, vom Wetter und von ihrer eignen Person. Die unleidlichsten unter ihnen sind diejenigen, welche sich für Philosophen halten und Kants Critik lesen. Ihr Studium treiben sie im Schweis ihres Angesichts. Es giebt einen Hauptspaß ab, sie so bepackt aus einem Collegio ins andre galloppiren zu sehen: Kinder und kleine Personen werden häufig dabei umgerissen.

Diese Eilfertigkeit, in der es immer einer dem andern zuvorzuthun sucht, ist deßwegen nöthig, weil sie größtentheils auf Bänken sitzen, und diese nicht gelößt werden. Kaum ist man ins Auditorium eingedrungen und hat sich eines Sitzes bemächtigt, so wird der Hut entweder zwischen die Kniee geklemmt oder auf die Erde geworfen und oben drauf die Bibliothek; dann holt man Hefte, Feder und Dinte heraus, und erwartet den Professor. Kommt dieser und geht nun erst das Nachschreiben los, so muß man mit Mühe das Lachen halten über die schrecklichen Gebehrden, mit denen sie alles rein weg zu Papier zu bringen suchen, was von seinem Munde ausgeht. Freilich kommt Nichttheologen ein solches Zusehen hoch genug zu stehen; denn in den theologischen Auditorien ist ein solcher abscheulicher Geruch, daß man umfallen möchte, sobald man hineintritt, und es ist unbegreiflich, wie es der Professor aushalten kann, dem die Quintessenz der Aus-

dün-

dünstungen seiner Anbeter in so reichlichem Maaße zu Theil wird.

Man beehrt die Herren Theologen mit dem Nahmen Dreilingsbrüder. Dieses schreibt sich daher, weil in der Gegend, wo ein theologischer Professor mit Beifall liest, schon um zehn Uhr Vormittags kein Dreierbrod mehr zu bekommen ist, so gewiß sich auch die Becker auf einen zahlreichen theologischen Zuspruch einrichten mögen. Zwar pflegen auch an den Auditorien Kuchenweiber zu stehen, die sich mit den wohlfeilsten Kuchensorten versehen; weil aber das geringste doch zwei Dreier kostet, und noch obendrein nicht so gut sättigt, wie Produkte der andern Art, so versteigt sich allenfalls einer zu ihnen, der eben Geld erhalten hat, kehrt aber bald wieder zu seinem Dreilinge zurück.

Aeußerst auffallend ists, wenn Männer, wenn die Lehrer selbst Unarten der Schüler begünstigen, die dem Ganzen zum Vorwurfe gereichen können. Ein gewisser Professor der Theologie pflanzt in seinen Vorlesungen die kindische Gewohnheit fort, die Füchse, das heißt, die erst von der Schule gekommenen neuen Studenten, durch Pfeifen, Schreien und Trommeln mit den Füßen zu bewillkommen. Zum Unglück liest er Sommerszeit in öffentlichen Auditorien. Welche Vorstellung muß sich wohl der gemeine Mann von den jungen Leuten machen, die vor der Erscheinung des Professors sich solch ein Schulknabenmäßiges Vergnügen machen können? Und was muß der Gebildetere von dem Manne denken, der das nicht nur dulden, sondern sogar mit seinem eigenen Beispiele rechtfertigen kann. — —

Juristen.

Geehrter als der Theologen Haufen ist das Häuflein der Juristen. Unter ihnen herrscht ein soliderer Ton, ihre Sitten sind feiner, und ihre Kleidung erhebt sich im Ganzen über das Mittelmäßige. Unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihrer Lehrer statt, sie lassen jedem Gerechtigkeit wiederfahren und suchen nicht den Vorzug zu ertrotzen, weil sie ihn ohnedies verdienen. Sie führen selten Portefeuilles, keine Dintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, machen folglich die Straßen nicht unsicher, schreiben nicht so unsinnig nach und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschgen nähern. Uebrigens wohnen sie anständiger, leben besser und selten von Verdienst. (?)

Mediziner

verdienen wegen ihrer geringen Anzahl kaum erwähnt zu werden. Indessen machen auch sie der Universität Ehre, ungeachtet sich mancher verdorbene Feldscherer und mancher Barbier- und Apotheker-Gesell unter ihnen befindet.

Schöne Wissenschåftler

kommen mehr in Betracht. Diese Herren halten sich sammt und sonders für die ersten Genies, und sehen stolz an den hinauf, der sich einem bestimmtern Studium widmet. Es sind meist kleine Persönchen, vermuthlich weil über dem geilen Wachsthum des Geistes, der Körper nicht zu seiner gehörigen Reife hat gedeihen können. Ihre Tracht ist mehr oder weniger elegant, nachdem es nun jedem die Umstände verstatten. Wer es nicht bis zur Ele-

ganz bringen kann, sucht seinem Aeußern wenigstens ein geniemäßiges Ansehen zu geben. Am ersten findet man diese Geister in den ästhetischen und moralischen Vorlesungen der Herren Platner und Heidenreich: besonders schön nehmen sie sich in dem Hörsaale des erstern aus. Ferner trift man sie in den Conzerten, in der Oper, auf der Mahleracademie und an Orten, wo Kupferstiche, Gemälde und andere Kunstsachen ausgestellt sind, so wie in den öffentlichen Vorlesungen über die englische und italienische Sprache. Es ist schwer zu bestimmen, was sie eigentlich studieren. Sie tragen sich gwöhnlich mit teutschen oder andern Dichtern und verfolgen dabei das Schöne, wo sie es nur auftreiben können. Wo man daher ein solches elegantes Männchen in seinen Betrachtungen findet, da muß sich durchaus ein ästhetischer Gegenstand in der Nähe befinden, sollte es auch ein seiner Bestimmung nach dessen ganz unfähiger Ort seyn. Daß sie übrigens meist blas und schwächlich sind,

auch

auch wohl galante Krankheiten haben, befremdet niemanden, dem die Bemerkung bekannt ist, daß Genies weit mehr sinnliches Bedürfniß haben als gewöhnliche Menschen. Ein Satz, zu welchem Leipzig unter vielen andern, besonders Einen Beleg aufzuweisen hat, der seines Gleichen sucht.

Erwerb.

Dem zu Folge, was ich von den Finanzen der Leipziger Studierenden im Durchschnitt bemerkt habe, wird man sich nicht eben über die Ueberschrift dieses Abschnitts wundern, so unerhört es auf andern Universitäten seyn mag, daß der Student vom Bürger lebt. Auch liegt in diesem Umstande eine unverkennbare Ursache theils der Geringschätzung, welcher hier alles, was Student heißt, ausgesetzt ist, theils des Mangels an Verhältniß, den man zwischen der Anzahl der Studenten

und den Nutzen, den sie der Stadt bringen, bemerken muß. Es giebt der Erwerbszweige, deren sich Studierende befleißigen, so viele, daß ich bei aller Weitläuftigkeit in diesem Artikel immer noch Gefahr laufen würde, unvollständig zu seyn; also nur von den auffallendesten und ausgebreitetesten.

1.

Famuli.

Den Anfang mag das privilegirte Erwerbsmittel Studierender, das Famuliren, machen. Da Leipzig an Lehrern fast eben so gesegnet ist, als an Studierenden, und es nun einmal zur Würde eines academischen Lehrers gehört, einen Famulus zu haben, wenn man auch nicht in die Verlegenheit kommt, Vorlesungen zu halten; so giebts auch ein ziemliches Heer solcher dienender Musen. Freilich bekommen die mehresten für ihre treuen Dienste

nur

nur sehr wenig. Die Herren Professoren schlagen viel auf die Ehre ihnen zu dienen, und auf etwannige Empfehlung, und speisen dabei ihre gelehrte Dienerschaft mit wenig klingender Münze ab. Zuweilen mag dieses einen andern Grund haben, vorzüglich bei den ausserordentlichen Professoren, die, als solche — nach dem Ausdruk eines seiner Bonmots und Avantüren wegen sehr bekannten Professors — ausser frischer Luft und Sonn- und Mondenschein, keine Einkünfte haben. Indessen giebts doch einige Famulaturen, die ihren Mann nähren, wenn er sich auf sein Amt versteht. Was aber dazu gehört, lehrt das, wohl in ganz Deutschland einzige, Beispiel des Herrn S. in Leipzig, der sich, freilich durch vielleicht zwanzigjährige Praxis dermaßen drauf einstudiert hat, daß er seinem Prinzipal mit tausenden aushelfen kann, und noch obendrein eine zahlreiche, schöne Bibliothek besitzt.

Das Wort Famulus ist ein Schrecken in den Ohren der Musensöhne, weil diese Menschen in Rüksicht des Holz- und Stuhlgeldes mit unter ihre Peiniger gehören. Einer derselben war ein so arger Mahner, daß er den Beinahmen: Guldengesicht bekam. Gewöhnlich machen sie sich auch durch ihr absurdes, stolzes Betragen bei den Zuhörern verhasst. Manche, die etwa freie Wohnung im Hause des Professors haben, stellen ausser dem Bedienten auch noch den Hausverwalter vor. Manche haben wieder ihre Famulos. Allen aber ist das eigen, daß sie in der Stimme, im Gange, im Lachen oder im Husten ihren Prinzipals nachähmeln.

2.

Cicisbeo's.

Die glänzendste Rolle unter der erwerbenden Burschenschaft spielen die, denen Zufall oder

oder körperliche Vorzüge Zugang bei ältern oder jüngern Damen geöffnet haben, welche Witwen oder mit den Fähigkeiten ihrer Ehekonsorten unzufrieden sind. Bisweilen trift dieses Glück junge Leute, denen es an Mitteln fehlt. Auf einmal erscheinen sie dann nach neuster Mode gekleidet, besuchen Konzerts, Opern, Kaffehäuser, fahren und reiten öfters aus, und werden dabei weniger oder mehr blas und hager, je nachdem nun ihre Wohlthäterinnen mehr oder mindern Fleiß in Führung des ihnen anvertrauten Amtes verlangen. In Leipzig erregen solche Bekanntschaften weiter kein Aufsehen. Man führt unter irgend einem Vorwande den Freund feierlich in die Familie ein; der Herr Gemahl selbst ahnden nichts Unrechtes dabei und sehen sich gar genöthigt, den jungen Mann seiner angeblichen Verdienste halber zu schätzen. Man hat Beispiele, daß dergleichen Personen auf diesem Wege ihr Glück auf immer gemacht haben.

Mit diesen Freunden der Damen sind die nicht zu vergleichen, die mit ehrsamen Handwerks- Wäscher- und andern Weibern und Witwen der Art ein ehrliches Verkehr treiben. Diese bekommen ihre Funktion gewöhnlich als ein auf der Stube, die sie bewohnen, haftendes onus und haben außer einer Mahlzeit, Festtags etwan einer Chokolade und freier Wäsche, nichts für ihre Bemühungen. Obendrein sind sie in Gefahr, ihrer Pfründe durch den unsanften Arm des schmutzigen Eheherrn im Hui entsetzt und aus dem Besitze des Lehns verjagt zu werden.

Noch unter diesen stehn im Range die armen Teufel, welche Köchinnen dieselben Dienste leisten. Sie müssen ihr Wesen am verstektesten und behutsamsten treiben, und bekommen gerade am wenigsten dafür. Ein rusiges Töpfchen Essen, das in ein Tuch gebunden und nach Hause getragen oder wohl

gar in einem Winkel der Küche von dem hungrigen Cicisbeo gierig ausgelöffelt wird, ist fast der ganze Minnesold. Diese Herren stehen wie alle wohlfeile Arbeiter in schlechtem Credit; die Erstern hingegen werden beneidet und geschätzt, ob sie gleich oft bei aller Kostbarkeit nicht so solide Arbeit liefern, als diese. Daß man unter der ersten Classe keinen Theologen antrift, sondern blos in den beiden letztern, darf ich wohl nicht erst erinnern. Das Studium an und vor sich würde die Damen geniren, wenn man sich auch über Nebenumstände hinwegsetzen wollte.

3.

Informatoren.

Dafür ist den Theologen ein andrer weitläuftigrer Erwerb ganz allein überlassen; nehmlich das Informiren: das erste, worauf jeder

Jagd

Jagd macht, sobald er einen Fuß in die Stadt gesetzt hat. Die mehresten dieser, der Bildung des Menschengeschlechts obliegenden jungen Leute, kann man auf den Spaziergängen mit ihren Zöglingen zu sehen bekommen; am häufigsten an heitern Wintertagen. Die, welche das Glück in vornehme Familien geführt hat, stehen sich ziemlich gut und stolziren, sich noch einmal so groß dünkend gegen ihre theologischen Mitbrüder, die der Himmel noch mit keiner Information beschenckt hat; indeß man dieser armen Schelme heissen Wunsch in jedem hagern Blicke liest. Das dritte Wort ist bei solchen Herren Erziehung, doch sind sie noch nicht so unausstehlich wie die eigentlichen Hofmeister, die man ebenfalls haufenweis in Leipzig umherziehen sieht.

Demüthiger, wiewohl nicht viel weniger stolz; schreiten die einher, dem das Schicksal blos die Geistesentwickelung eines Schneider=

oder

oder Schusterprinzen und so weiter anvertraute. Im erstern Falle sind ihre verschabten Röckchen doch wenigstens nach der Mode geändert, und sauber ausgebessert; im letztern Falle befindet sich ihr Schuh- und Stiefelwerk in erträglichern Umständen. Dieses und etwan der Tisch ist gewöhnlich der ganze Gewinn bei der Sache.

Nicht genug, daß man in der Stadt selbst alles unterrichtet, wessen man habhaft werden kann, sucht man auch auf dem Lande Gelegenheit dazu, und mancher läuft zwei bis drei Stunden weit bei Sturm und Wetter informiren.

4.

Apostel.

Ein anderer Erwerb erwächst den Herren Theologen aus der Nachläßigkeit der Dorf-

predi-

prediger in der Gegend von Leipzig. Jeden Sonnabend Nachmittags und jeden Sonntag früh sieht man Jünglinge mit aufgelocktem Haupthaare und in Feierkleidern zu Leipzigs Thoren hinauswandern. Besonders häufig dann, wenn hohe Festtage bevorstehen. Fünf bis sieben Stunden weit wandert man oft, um sich für acht Gro chen und eine Mahlzeit seiner geistlichen Reden zu entledigen. Andre, denen die Natur die Gabe der Beredsamkeit versagt, verfügen sich zu den Dorfschulmeistern, um sie in Führung ihres wichtigen Amtes zu unterstützen. Dafür kocht die Frau Schulmeisterin einen Kaffee. Nach und nach wird man bekannter, man bleibt wohl einige Tage da, greift etwan in der Wirthschaft mit an; da geben die geistlichen Herren dem gelehrten Tagelöhner gern eine Mahlzeit und führen ihn gelegentlich bei einem fetten Bauer ein, der ihn Abends mit in die Schenke nimmt, und dann und wann eine Mahlzeit giebt. Am liebsten geht man zur Kirmeszeit apostoliren.

5.

5.

Musiker.

Ein ziemlich weitläuftiges Feld und abermals nur von Theologen bebaut, ist die Musik. Jeder Bauerjunge, der zu nichts als zum Studieren taugt, lernt doch von seinem Schulmeister wenigstens ein Paar Stückchen auf dem Klavier klimpern. Mit dieser Kunst sucht er nun auf der Universität zu wuchern, und da sich die rasende Sucht des Klavierspielens in Leipzig von der Dame bis auf die Küchenmagd, und vom Vornehmsten bis zum Hausknecht herab gleich stark äußert; so schlägt jene Hoffnung selten fehl. Man giebt Klavierstunden zu sechs Groschen und auch zu sechs Pfennige. Wer es auf einem andern Instrument zu einiger Fertigkeit gebracht hat, sucht, außer durch Unterricht, auch noch sonst Gebrauch davon zu machen. Gelingt es einem im großen Konzert mit angestellt

gestellt zu werden, so darf er wegen seines Fortkommens eben nicht in Sorgen seyn; die Sänger ausgenommen, die außer dem Freibillet oft keinen Vortheil haben. Viele kennen nicht einmal die Noten, sondern sperren blos den Mund auf, um für Sänger zu paßiren.

Minder geübte Spieler findet man in dem Orchester des Opernhauses und bei Familienkonzerten; doch sind die Virtuosen gegen die, welche niedrig genug denken, auf den Dorfschenken den Bauern und Handwerksburschen zum Tanz aufzuspielen. Zwar soll dieses gut lohnen und man sieht auch den Gesichtern dieser feinen Herren die Freigebigkeit der Schenkwirthe gewöhnlich an, indeß sind sie verachtet, wie sie es verdienen.

Klavierstimmen ist nur ein Nebenerwerb.

6.

Schreiber.

Mit Schreiben ernähren sich viele Studierende. Am besten stehen sich die Notenschreiber. Wer viele Bekanntschaft und Fertigkeit im Schreiben hat, kann es täglich auf zehn bis zwölf Groschen bringen. Nächst diesem ist das Mundiren für Advokaten am einträglichsten, weil im eigentlichsten Sinne nach Brod zu schreiben erlaubt ist. Minder einträglich ist das Abschreiben von Manuskripten; das Schreiben von Briefen und dergleichen für gemeine Leute. Die vornehmsten Schneidermeister pflegen sich gewöhnlich einen Studenten als Sekretär ins Haus zu nehmen, der außer freier Wohnung meist auch den Tisch bekommt, aber immer bereit seyn muß, ihnen ihre Nota's und Laus Deo's zu verfertigen. Endlich schreibt man auch Kirchen= und Leichenzettel, und trägt sie an bestimmten Tagen

in die Häuser. Dafür werden virteljährig sechs bis acht Groschen bezahlt. — Es giebt auch reiche Bürger, die sich von Studenten die Predigten ihrer Leibprediger nachschreiben und bringen lassen. Für das Stück zahlt man höchstens vier Groschen

7.

Repetenten.

Ehrenvoll und nützlich zugleich sind die nur unter Juristen und Medizinern gewöhnlichen Vorbereitungen zum Examen gegen Bezahlung. Wer selbst examinirt ist, und weil er etwa Geschmack an Leipzig findet, lieber da als anderswo auf Aussichten warten will, sucht daher durch seine Kentnisse Andern zu nützen, die entweder zu stumpf von Geist oder zu bequem waren, sich selbst anzustrengen. Ueberhaupt ists, besonders unter den Juristen, zur

Ge-

Gewohnheit geworden, die zwei ersten academischen Jahre lustig und ohne Sorgen zu leben. Erst beim Eintritt des dritten fängt man an sich dem Zwecke zu nähern, und dann ist freilich ein sogenannter Repetent zu wünschen. Dergleichen Stunden werden sehr theuer bezahlt. Es giebt alte Musen, die mit Weib und Kind davon leben.

8.

Gelegenheitsdichter.

Ich komme itzt auf einige Nahrungszweige, deren sich vor allen die angehenden Schöngeister (man sehe oben) befleißigen. Das erste mögen die Gelegenheitsgedichte seyn, deren in Leipzig so viele verbraucht werden, daß, wer einmal als ein fertiger Versemann bekannt ist, ziemlich honorig davon leben kann. Gewöhnlich verfertigt man sie vorräthig

thig und richtet sie dann nur auf die vorliegenden Fälle ein. Dafür werden zwei bis zehn Rthl. entrichtet, nachdem nun der Gegenstand aus der höhern oder niedern Volksklasse ist, und für mehrere oder wenigere besungen wird. Fast auf jede Disputation, auf jede Doktor- und Magisterpromotion, auf jede Leiche, Hochzeit und so weiter wird wenigstens Ein Gedicht gedruckt. Ein günstiger Umstand für den Professor der Dichtkunst, der, gegen ein Honorar, jedes vorher durchsehen muß, nicht, um es zu verbessern, sondern zu verhüten, daß nichts wider den Staat oder die symbolischen Bücher drinnen enthalten sey. Diese Besorgniß ist nicht ganz ungegründet, indem Angst und ein Glas Brantwein die Phantasie dieser Dichter oft in Sphären herumtreibt, wo man nicht leicht Bilder und Ideen zu Gedichten holt.

Aus eben diesen Federn fließen auch die Millionen Neujahrwünsche, die in tausend

Formen und Gestalten in dem letzten Viertel jedes Jahres in Leipzig graßiren und mit Hülfe der Leipziger Zeitungen auch ins Ausland vertrieben werden. Diese bedürfen keiner Censur, sondern werden, wie andre kurze Waaren, fabrikmäßig gefertigt und abgeliefert.

9.

Autoren.

Selbst das zahllose Heer der privilegirten Bücherschreiber wird von den Leipziger studierenden Genies um manchen Bissen Brod gebracht. Den Anfang macht man gewöhnlich mit Beiträgen in die unzähligen Journale und Musenkalender: dann folgen gereimte und ungereimte Pieçen. Endlich wagt man sich an den Roman. Aus zehn alten stoppelt der angehende Schriftsteller ein neues Romänchen

chen oder Trauerspielchen zusammen, oder wärmt eine alte vergeßene Schwarte auf, und schleppt sie zu einem angehenden Buchhändler. Dieser giebt etwa sechzehn Groschen für den Bogen, läßt das Ding splendid drucken, wohl gar von einem angehenden Kupferstecher mit Vignetten verzieren, und übergiebt es vorerst einem angehenden Lesebibliothekar um ein billiges. Nun wird es zur weitern Rekommendation der lesenden Dienerschaft in die Hände gespielt; das weitere überläßt man dem Zufall und dem Meßkatalog. Der unwissendeste, elendeste Schmierer ist oft der glücklichste. Vor allen zeichnet sich jzt in Leipzig Einer an Frechheit und Unwissenheit aus. Er eröffnete seine Universitäts- und Schriftsteller-Laufbahn mit einem Trauerspiele, dem man es auf allen Seiten ansieht, daß der Verfasser nicht einmal Begriffe von einer Schaubühne hatte. Ein noch auffallenderer Beweis besonders seiner unverschämten Dieberey ist ein anderes Werkchen von ihm, dessen

Ge-

Gegenstand aus der neuesten Dänischen Geschichte entlehnt ist. Hier findet man zum Beispiel aus Schillers Don Karlos ganze Scenen wörtlich ausgeschmiert und die eingestreute Erzählung ist nichts als eine Reihe aus Schillers und Meißners Schriften herausgesuchter und ohne allen Zusammenhang zusammengestellter Floskeln. Das Ganze zeichnet sich durch abscheuliche Schwulst, unbegreiflichen Unsinn, fehlerhafte Sprache und Interpunktion aus, und wenn es dem Verfasser drum zu thun war, ein Meisterwerk dieser Art zu liefern, so hat er seinen Zweck völlig erreicht.

10.

Uebersetzer.

Wer nicht selbst erfinderisch genug oder zu verzagt ist, sich auf die Autorschaft zu begeben, der begnügt sich am Uebersetzen. Buben die kaum die ersten Stunden beim Lek-

tor der englischen und italienischen Sprache überstanden haben, wagen sich keck an die ersten Werke dieser Nationen. Ein Bärtiger kann diesem Bartlosen zum Muster dienen. Er erhielt von einer Musikhandlung Auftrag, eine bekannte Oper des Metastasio so in Deutsche Verse überzutragen, daß man auch den teutschen Text der Mozartschen Composition unterlegen könne. Ohne etwas mehr als das italienische A. B. C. zu verstehen, nahm er es an, ließ sich von einem Freunde die Oper wörtlich übersetzen, brachte diese teutschen Worte so gut es gehen wollte in Verse, und bekam dafür sechs Louisd'or.

Unter den Arbeiten solcher Menschen findet man natürlich das elendeste Zeug, und Einfälle realisirt, die nur eindringende Hungersnoth oder unausweichbarer Drang zur Autorschaft allenfalls zu rechtfertigen vermögen. Welch ein burlesker Gedanke zum Beispiel,

Petrar-

Petrarka's Sonnette mit deutschen Noten ad modum sinceri herauszugeben. Und dieses ist wirklich von einem solchen Herrn geschehen, der seinen Nahmen mit Recht führt und nur zu gern groß wäre, aber nicht weiß wie er es anfangen soll. Zu seinem Glück ist er ein Pauliner, sonst wäre es nicht zu verzeihen.

Die sämmtlichen nicht Innungsmäßigen Uebersetzer müßen ihren Fleiß heimlich halten, aus Furcht vor der hämischen Geißel der Leipziger Magister, die die Innung ausmachen. Gewöhnlich erwähnt man demnach Arbeiter dieser Art, erst wenn man selbst Magister wird, in dem lateinischgeschriebenen Lebenslaufe; aber dann geschiehts mit desto größerer Behaglichkeit, ungeachtet der Dechant oft ein Mandel Donatschnitzer korrigiren muß, die der Candidat bei allem Pathos nicht zu vermeiden wußte.

11.

Zeichner, Mahler, Kupferstecher.

Abgerechnet, daß die vielen Gelegenheitsgedichte, die vielen Romane und Pieçen, die in Leipzig zu Tage gefördert werden, mit Vignetten verziert seyn müssen, ohne daß der Buchhändler oder Unternehmer so viel zu bezahlen gesonnen wäre, als ein wirklicher Kupferstecher verlangt, haben die Herren Studenten, die sich mit Nutzen im Kupferstechen üben wollen, durch den starken Tabakshandel in Leipzig ein weites Feld gewonnen. Eine Platte, wie sie auf Tabakspakete gedruckt wird, erfordert wenig Müh und wird doch mit einem Gulden bis einen Rthl. bezahlt.

Die angehenden Mahler unter den Schöngeistern haben in den Bilder und Tapetenhandlungen ihr Wesen. Zifferblätter auf höl-

hölzerne Uhren, Gänse = und Ritterspiele, Landcharten, Tapeteneinfassungen, Neujahrswünsche und andere geben ihnen reichliche Gelegenheit, ihre Pinsel im Kolorit zu üben, und der Magen bleibt dabei doch nicht ganz leer. Nach und nach wird man dreister. Man zeichnet Prospekte berüchtigter Kneipen, ein guter Freund sticht es flüchtig in Kupfer, ein Dritter illuminirt es; das Stück prangt bald an den Ecken der Straßen, und weil jeder Handwerksbursche sich ein Exemplar kauft, so geht es besser ab als die Arbeiten der größten Meister. Die geübtern dieser Herren verfertigen Zeichnungen in Stammbücher und Schattenriße; auch an dieser Arbeit mangelt es nicht, da sogar die Jungemägde in Leipzig Stammbücher führen und sich silhouettiren lassen.

12.

Correktoren.

Auch die Herren Buchhändler und Buchdrucker reichen vielen Studierenden Unterhalt. Für erstre macht man Katalogen, Anzeigen und dergleichen, für letztre übernimmt man Korrekturen. Die Herren, die sich mit letztern beschäftigen, sind meist Theologen, und an den Spuren aus der Druckerei kenntlich genug.

13.

Werber.

Wenn auch die Anzahl der Leipziger Studierenden noch einmal so stark wäre, so würde es doch unmöglich seyn, die Menge Lehrer alle mit einer anständigen verhältnißmäßigen Anzahl Zuhörer zu versehen. Vorzüglich giebt

giebt es eine beträchliche Anzahl Doktoren der Rechte die — von Seiten der Universität wenigstens — das Recht haben Vorlesungen zu halten und ich zweifle, ob ihnen die philosophischen Lesemagister an Menge beikommen. Wenigstens wird man jene eher gewahr, weil sie gewöhnlich etwas eignes Vermögen haben, da diese, das alte, gewöhnliche Loos der Philosophen, einen leeren Beutel führen, ungeachtet ihre entsetzliche litterärische Industrie ein augenscheinlicher Beweis ist, daß sie von freiwilliger Armuth ihrer Vorfahren nichts wissen mögen.

Es ist daher kein Wunder, daß lächerliche Kabalen gespielt werden und daß Lehrer, die sich weder durch Kenntnisse, noch durch Vortrag auszeichnen, auf andern Wegen Zuhörer suchen müssen. Zu diesem Behuf bedient man sich einiger Studenten, an deren Spitze der Famulus steht. Diese sucht man

auf

auf alle mögliche Art in sein Interesse zu ziehen, nennt sich ihren Freund, zeichnet sie durch zuvorkommende Höflichkeit und anscheinende Vertraulichkeit aus. Ists damit noch nicht gethan, so verspricht man ihnen für jeden Zuhörer, den sie ins Auditorium liefern, ein gewisses Geld, etwan den vierten oder fünften Theil des Honorars. Dieses ist freilich das Sicherste; denn nun wird alles aufgeboten, die Collegien zu Stande zu bringen. Schon um die Mitte des Halbjahrs wird aufs künftige Halbjahr geworben. Man kann sich kaum retten vor allen Anträgen und Versprechungen, nicht nur in Collegien und auf Spaziergängen, auch auf die Stube wird man verfolgt. Wer die unverschämtesten Werber hat, kommt am ersten zu seinem Zweck, wenn nicht etwa ein andrer feindlicher Professor die Werber durch Bestechung für sich gewinnt oder wenigstens unthätig macht. Durch eben die Personen sucht man lange vorher zu erfahren, was der oder jener florirende Professor

fessor lesen werde, um sogleich seine Maaß- regeln darnach zu nehmen. Dieses zu erfahren, kostet viele Müh, weil es so lange als möglich geheim gehalten wird. Je weniger es dem Professor um Gewinn und je mehr es ihm um Ruhm zu thun ist, desto besser stehen sich seine Werber.

14.

Spieler.

Ungeachtet der geschärften Mandate wider das hohe Spielen giebts doch nicht wenig Personen, die blos davon leben, und daß sich unter diesen auch Studenten befinden, ist keine Frage, da sich dieser Erwerb durch Leichtigkeit empfiehlt. Honorige Spieler findet man unter Studenten wenige, desto mehr solche, die Abends und auch Sonntags in schlechte Kneipen gehen, und da mit den Spiesbürgern

gern

gern um ein Paar Dreier Solo oder Schafkopf spielen. Sie würden Gefahr laufen von diesen fortgeprügelt zu werden, sobald man ihre Absicht merkte, wenn sie nicht durch Brüderschaft mit ihnen und durch Kurzweil, die sie zur Unterhaltung der Gesellschaft treiben, sich dagegen sicherten. Dafür trinken sie aber auch frei mit, und bekommen manche Mahlzeit Kartoffeln zu schmausen. Die Philister selbst halten nichts von solchen Leuten, ungeachtet sie sich von ihnen schmeicheln lassen und es ist ekelhaft und widrig zu hören, wenn ein solcher Mann von dem armen Studenten erzählet, den er bisweilen mit zu Bier nehme oder ihm eine Mahlzeit gebe.

Dieselben Herren haben noch einen weit auffallenderen Erwerb. In Leipzig werden täglich uneheliche Kinder gebohren. Wollen nun die Jungfern ihren Verlust nicht bkannt werden lassen, so trägt man die Kinder ohne

Pathen zur Taufe, und überläßt dem Schicksal, wen es zu diesem Behuf herbeiführen werde. Auf diese Spekulation hält sich nun in der Gegend des Taufsteins nach dem Gottesdienst ein Häuflein Stadtsoldaten und alte Weiber — unter ihnen auch Studenten dieser Art — auf. Der Kirchenvoigt wählt dann, wenn solche Fälle sich ereignen, aus ihnen die nöthige Anzahl Pathen, die für dieses christliche Werck jeder acht Groschen erhalten. Studenten haben immer den Vorzug, weil sie, um gewiß zu gehen, dem Kirchenvoigt etwas von ihrem Gewinn geben.

15.

Bettler.

Mit dieser Rubrik der Erwerbsmittel will ich den Beschluß machen. Entsetzlich ists, daß ein Stand, der über alle andere hervor-

ragen sollte; ein Stand, der dem Staate seine Führer liefert, so tief, bis zur verworfensten elendesten Menschenklasse hinab sinken konnte. Es giebt nicht wenig solcher Bettler. Sie gehen nur in Kaufläden und vor die Thüren vornehmer Personen. Ihr Benehmen dabei ist für jeden Ehrliebenden empörend. Einige betteln nur schriftlich durch Ueberreichung von Bittschriften oder Klageliedern. Diese kommen seltner als jene. Andre schränken sich nur auf gewisse Fälle ein, in denen sie das Mitleid der Interessenten zu erregen und zu benutzen suchen. Dieses geschieht zum Beispiel beim Jahreswechsel, bei Doktorpromotionen und Disputationen, bei Todesfällen, Wiedergenesungen, Entbindungen, Verbindungen, Standeserhöhungen, Gastereien und so weiter in Familien des hohen und mittlern Standes. Man überreicht geschriebene Gratulationen oder Condolationen in Prosa oder in Versen und wird für seine unverhoffte Theilnahme gut belohnt.

Der Mißbrauch, sich als Student seinen Unterhalt erst zu erwerben, hat außer dem Schaden für die Studierenden selbst, die fast immer ihr Studium drüber vernachläßigen, auch noch den Nachtheil für die Stadt, daß die schon an sich große Anzahl von Taugenichtsen daselbst vermehrt wird. Denn die, die in ihren Erwerb vertieft, ihr Studium vergaßen, sehn sich dann genöthigt, aus Mangel an andern Fortkommen in Leipzig zu bleiben, und ihren einmal angefangenen Erwerb fortzusetzen. Das werden nun immer die unnützesten und unwißendsten Personen; ihre mechanische Beschäftigung sich vor dem Hunger zu schützen, macht sie ganz zu Maschienen. Endlich findet sich etwa eine alte Bürgers-Wittwe, oder eine alte Köchin, die mit ihrer, weiland ihrem alten Herrn preisgegebenen Jungferschaft ein Paar Thaler erwuchert hat. Diese heirathet man, bringt ihr bischen Geld durch, und endigt nicht selten im tiefsten Elend

aus

aus Verzweiflung ein Leben, das dem Staat zur Last war.

Eigenliebe.

So wenig geachtet der Leipziger Student ist, und seyn muß; so sehr es ihm jeder fühlen läßt, welch eine traurige Rolle er im Ganzen spielt; so giebts doch nicht leicht ein eitleres, eingebildeteres Thier, als eben dieser. Ueberall glaubt er sich bemerckt, jedes Mädchen, meint er, müsse in ihn verliebt seyn, und der Kaufdiener ist in seinen Augen für keinen Nebenbuhler zu rechnen, weil ein reelles Mädchen unmöglich an petitmäterhafter Kleidung und Betragen Behagen finden könne, sondern nur männliche Würde schätze; und diese glaubt jeder steif und fest in seinem Aeußern und Innern zu finden. Wenn daher Zufall oder Schalkheit etwa an einem öffentlichen Orte die Blicke eines nicht ganz unbedeuten-

den

den Frauenzimmers auf ihn lenken, so hält das jeder für einen Wink, erforscht ihren Stand, Wohnung, sucht in ihrer Nähe Bekanntschaft, zieht öfter als sonst weiße Wäsche und seine besten Kleider an und treibt sein Wesen, in Hoffnung einen Roman anzuspinnen, sollte er auch seine Dame seit dem erstenmal nicht wiedergesehen haben. Am weitsten treiben das die Theologen und es steht ihnen um so possierlicher, je häßlicher und schmutziger sie aussehen.

Tumult.

Mit diesem Nahmen beehrt man die gemeinschaftlichen Exzesse, die von den Studenten gewöhnlich begangen werden, wenn die Sonne ins Zeichen des Löwen tritt. Die Anstifter sind Füchse, das heißt, Buben, die erst seit Kurzem auf der Universität und zur Inskription noch nicht reif sind. Gewohnt,

den

den Bakel des Schulrektors immer hinter sich zu wissen und ungerochen die schwere Hand eines jeden zu fühlen, dem sie zu nahtraten, dünken sie sich Wunder wer zu seyn, wenn sie Studenten heißen und betragen sich gegen jedermann so ungezogen, daß bald ein Streit mit Handwerksgenossen oder Häscher fertig ist. Die breiten Steine auf den Straßen und das Thorgeld geben die öfterste Gelegenheit dazu.

Wenn nehmlich so ein wichtiges Bürschchen auf den breiten Steinen einhersteigt, so stößt er an alles an, was nicht Student ist und ihm entgegen kommt, weil er glaubt, es müsse ihm jedermann ausweichen. Will nun jener nichts davon wissen und begegnet etwa dem Studentchen nicht so wie sichs gehört; gleich ist die Ehre der sämmtlichen Studenten beleidigt; die Füchse rotten sich dem nächsten Abend zusammen, ziehen vom Pöbel begleitet durch die Straßen und wollen die Philister

und Knoten (Bürger und Handwerksburschen) prügeln; schleichen sich aber um zehn Uhr, durch die gewaltigen Anstalten der Universitätesgerichte abgeschreckt, unverrichteter Sache nach Hause.

Oder es verspätet sich ein halbes Schock solcher Menschen Abends in einer Kneipe außer der Stadt. Nun ists eine bekannte Sache, daß mit Eintritt der Dämmerung die innern Stadtthore geschlossen und nur gegen Erlegung einer Abgabe passirt werden.*) Flugs schlägt

*) Dieses Geld wird angeblich zur Beleuchtung der Straßen angewandt, beträgt aber unstreitig weit mehr und ob es gleich billig wäre, daß der Rath diese Veraccisung der schönen Abende wenigstens im Sommer einstellte, damit der Handwerker sich durch einen Spaziergang von der Arbeit des Tages erholen könnte; so hat es doch noch nicht so weit gebracht werden können, daß zur Vermeidung des öftern Skandals wenigstens die Studenten frei wären.

schlägt einer, der etwa keinen Groschen mehr in der Tasche hat, vor, ohne Bezahlung durchs Thor zu ziehen, und von Bier- und Tabaksdünsten beschwert faßt die Gesellschaft einmüthig den Entschluß sich durchzuschlagen. Man rückt an. Die Schildwacht, ein alter krummer Stadtsoldat, hält sie an und wird auf die Seite geworfen. Die übrige Besazzung des Thors, etwa sechs Mann stark, durch den Lärmen aus dem Schlafe gestört, kommt herausgetaumelt und tappt nach dem Gewehr. Auch diese werden zusammengeprügelt. Indessen zieht der Jubel eine Patrouille von Häschern, Nachtwächtern und Lampenwärtern herbei; diese nehmen die Herren in Empfang, und liefern sie nächsten Morgens an die Universitätsgerichte aus, wo sie ihren Muthwillen leider meist mit Geld büßen müssen.

Dergleichen Vorfälle werden jedoch von Jahr zu Jahr seltener, aus dem sehr begreif-

lichen Grunde, weil die zum Studieren bestimmte Jugend von den nährenden Futtern der Schule immer früher und schwächer abgesetzt wird und wenn sie auf der Universität zu einiger männlichen Reife gelanget, doch soviel gelernt hat, daß es keine Ehre bringt, sich in Prügeleien einzulassen. Uebrigens wird man in Leipzig gewiß nicht leicht an öffentlichen Orten beleidigt und zur Selbsthülfe genöthigt. Zum Ruhme des Stadtraths gereicht es, daß er Studenten auf angebrachte Beschwerde außerordentlich schnelle, und ausgezeichnete Genugthuung schafft. Die Universitätsgerichte hingegen sind zwar bei Beschwerden von Raths- und Amts-Unterthanen sehr genau, aber ihren eignen Schutzverwandten, besonders Studenten, helfen sie äußerst saumselig und der Kläger bekommt immer noch vom Rektor Magnificus eine Moral mit auf den Weg.

Liebschaften.

Das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu seyn wird nicht minder eine Gelegenheit, sich herabzusetzen. Anfangs, wenn sie von ihrer neuen Würde noch zu sehr eingenommen sind, glauben sie den vornehmsten Frauenzimmern mit ihrer Zuneigung Ehre zu erzeigen, und mancher träumt schon von hohen abentheuerlich verflochtenen Liebschaften. So wie sie aber allmählich die Kluft bemerken, die zwischen ihnen und solchen Frauenzimmern befestigt ist, stimmen sie ihre Ansprüche bis zu den Dienstmädchen herab. Da werden nun Zusammenkünfte Abends auf den Treppen, an der Hausthür, beim Brunnen gehalten, wenn auch einmal eine Fluth Scheltworte aus dem Munde der Gebieterin über das liebende Pärchen herströmt. Sonntags besucht man sein Schätzchen in Abwesenheit der Herrschaft, führt es wohl gar in eine Kneipe und tanzt unter Hausknechten und andern frisch mit.

Da trift nun etwa das Liebchen eine alte Liebschaft oder eine Vertraute: J! grüß dich! J! wo kimst du d'nn her? Antwort: J! da bin ich mit meinen Studänten ä bischen 'rausgegangen, und so weiter. Unterwegs begegnet man auch wohl der ehrsamen Schneider- oder Schuster-Familie, wo Liebchen in Diensten ist: natürlich macht man sein devotes Compliment, um sich in seiner Qualität als der Mahd ihr Studänte vortheilhaft zu zeigen, und seinem Herzchen keinen Verdruß zu verursachen.

Vergnügen.

Da unter den Studierenden in Leipzig keine solche Eintracht herrscht, als auf andern Universitäten, so findet man auch daselbst keine Burschengelage, sondern jeder hat ein oder zwei Freunde mit denen er umgeht und die Vergnügen genießt, wozu Denkart

und

und Beutel ihn bestimmen. Daher kommts, daß man an jedem zum Vergnügen bestimmten Orte Studenten trift, aber an solchen, die ihrem Stande angemessen wären, nur wenige. Den mehresten fehlts auch am Wissen, sich in guter Gesellschaft anständig zu betragen; es ist deßwegen wirklich besser, daß sie dem Kaufdiener diese Oerter überlassen, der zwar von ihnen herzlich gehaßt wird, aber in vieler Rücksicht mehr Achtung verdient, als der Student.

Spazierenreiten ist zwar nichts seltenes unter den Studierenden, aber besser wäre es für sie, wenn es dieses wäre. Sie reiten gewöhnlich die wohlfeilsten, folglich schlechtsten Pferde, stolz und schlecht obendrein, und zeigen durch ihre Capriolen, daß sie bemerkt seyn wollen. Der Kaufdiener, der nun einmal dazu verdammt ist, den Studenten zu verdunkeln, giebt, um ein gutes Pferd zu

haben,

haben, lieber einige Groschen mehr, weiß es besser zu behandeln und wird bemerkt, während er ganz anspruchlos einhertrabt. Der Student jagt in Einem Nachmittag nach fünf bis sechs Kneipen umher und erschöpft alle Kräfte des Pferdes, ohne für neue zu sorgen. Der Kaufdiener macht nicht selten einen Ritt an ziemlich entfernte Orte, wo er gewiß ist gute Gesellschaft zu treffen; aber er erhält sein Pferd durch Futter bei Kräften. Ganz natürlich, daß die Verleiher ihre guten Pferde dcn Studenten verleugnen. Eben so ists mit dem Spazierenfahren. Vier bis fünf Studenten miethen zusammen einen Wagen, so wohlfeil sie ihn bekommen können, um auf irgend ein berüchtigtes Wirthshaus zu fahren, geben dem Kutscher wenig Trankgeld und nichts zu trinken. Der Kaufdiener sieht bez der Wahl des Wagens auf Eleganz, bezahlt gut, hält den Kutscher in Essen und Trinken frei, und nimmt höchstens Einen Gesellschafter: oft fährt er Frauenzimmer, was bei Studen-

ten etwas unerhörtes ist, es müßten denn Huren oder Mädchen von geringer Herkunft seyn.

Durch solche scheinbare Kleinigkeiten muß der Student verliehren.

An nahgelegenen Oertern, wohin man geht, finden sich eher Studenten ein, weil da die Gesellschaft gemischter ist; aber auch unter Personen vom mittlern Stande verrathen sie sich sogleich durch ihr arrogantes, ungesittetes Betragen. Sie verzehren am wenigsten und verlangen gleichwohl die besten Plätze und die promteste Bedienung. Den eigentlichen Leipziger Studentenschlag findet man in den niedern Schenken. Da ist die Zehrung wohlfeil, es wird eben keine sorgfältige Kleidung erfordert, man kann mit den Schönen daselbst scherzen und zweideutig sprechen, ihnen auch wohl Caressen machen, niemanden fällt der

pöbelhafte Ausdruk und das schlechte Deutsch auf; kurz, an solchen Orten gefällt sich eigentlich der Student.

Die Dorfkirmsen geben die beste Gelegenheit, diese Herren ganz in ihrem Lüstre zu beobachten. Besonders die zu Eutritzsch, eine halbe Stunde von der Stadt. Man lärmt, man brüllt, man jagt alle Gäste aus der Stube, um einen sogenannten Commersch zu machen, wo es aber meist am Bier fehlt. Am Morgen geht man nach Hause; da zählt der Wirth die zerbrochenen Krüge und Bouteillen, und flucht auf die Lumpenhunde die Studenten; und die Kuchenfrau heult und schreit, daß ihr die Studenten das Licht ausgelöscht und im Dunkeln den Kuchen gestohlen haben.

Ausschweifungen.

Wer Belieben trägt mit den berüchtigsten Huren Bekanntschaft zu machen, darf nur

Abends auf der Peters - und Grimmischen Straße spazieren gehn. Man findet sie da in Saloppen, aber auch in Corsets, von zwölf aber auch von vierzig Jahren und von eben so verschiedenen Preisen. Die Herren Gelehrten nehmen gewöhnlich das Wohlfeilste, gemeiniglich zu ihrem größten Schaden, und Studenten tragen sogar kein Bedenken, selbst bei Tage ihre Zweigroschenfreundinnen zu besuchen und mit ihnen auszugehen, wenn sie auch mit gemeinen Soldaten und andern dergleichen Liebhabern in Collision kommen.

Kaffehäuser

werden von Studenten wenig besucht, und wenn es geschieht; so raucht man etwa eine Pfeife Tabak da, sieht dem Spiel zu und geht wieder, ohne etwas verzehrt zu haben. Daß dieses auch bei aller Frequenz bemerkt werden

muß,

muß, ist gewiß, und daß man deshalb den Kaufdiener lieber sieht, ist es nicht minder. Fehlt es diesem an Geld, so hat er Credit, und will er davon keinen Gabrauch machen, so bleibt er lieber einige Tage zu Hause, um mit Ehren erscheinen und seinen Vorzug behaupten zu können.

Schauspiel.

Noch das Einzige, woran die Studenten vielen Antheil nehmen. Deßwegen ist aber auch das Leipziger Parterre seiner Ungezogenheit wegen allenthalben verschrieen. Daher Kästners Epigramm:

A. Ich glaube an kein wüthend Heer.
B. Freund warst du nie im Leipziger Parterr?

Und oft wird selbst der beste Schauspieler vergebens sein Ansehen dran setzen, die Knaben im Zaum zu halten, die, kaum dem Stock des Cantors entlaufen, nicht wissen was

Schau-

Schauspiel ist. Am ruhigsten und gesittesten geht es in den Meßferien zu, da die Friedensstöhrer verreißt und die, die noch zugegen sind, zu viele Achtung gegen die Kursächsische Hoftruppe haben, die durch ihr meisterhaftes Spiel den Leipziger Messen einen so großen Vorzug giebt.

Ich will nicht erwähnen, daß es Studenten oft versuchen, ohne Geld hineinzukommen, und dann von dem Einnehmer der Billets erwischt und abscheulich beschimpft werden.

Conzerts.

Das große Conzert wird nur von den reichsten oder von solchen Studenten besucht, die in guten Familien bekannt sind. Außerdem ist zwölf Groschen Entree eine zu große Summe für sie. Häufiger bemerkt man sie in dem Di-

lettantenkonzert, wozu die Billets von den Mitgliedern an Freunde verschenkt werden.

Gebohrene leipziger Studenten.

Die vermögenden unter ihnen, oder die aus den beßern Familien herstammen, machen einen eignen Clubb aus, der sich durch seinen Ton, aber nicht zu seinem Vortheil auszeichnet. Sie verachten andre Studenten, gehn nach neuster Mode gekleidet, bilden sich auf ihre Geburt mächtig viel ein, besuchen Conzerts, Opern, Bälle und Kaffehäuser, sprechen stets von Mädchen, die sie gesehen haben, oder mit denen sie in Gesellschaft gewesen sind, rühmen sich ihrer Gunstbezeugungen, duften nach wohlriechenden Dingen, laufen ohn Unterlaß auf Straßen und Spaziergängen umher, führen Lorgnetten, sehen alle Frauenzimmer von Stande dreist an, suchen Bekanntschaft soviel als möglich, lernen nichts, werden am Ende Doktoren der Rechte und setzen

diese Lebensart fort, bis sich etwa eine vortheilhafte Heyrath zeigt.

Ein Hauptspaß ists, solch einen Herrn die Abhandlung vertheidigen zu hören, worauf er die Doktorwürde erhält. Gemeiniglich weiß das Püppchen gar nicht, was sie enthält, weil er sie für schweres Geld von einem andern hat fertigen lassen, und wenn der Repetent nicht so glücklich war, ihm wenigstens den Titel begreiflich zu machen, oder verschiedene Formeln beizubringen, die ungefähr auf alle Einwürfe passen, so stottert der Doktorand zwei bis drei Worte, beantwortet die ihm über seine vortreflich geschriebene Abhandlung gemachten Lobeserhebungen mit vielsagendem Stillschweigen und ununterbrochenen Bücklingen und verdient durch Angstschweiß die Würde, die ihm seiner Verdienste wegen ertheilt wird. Ist die Sollennität vorbei, so gehts zu Schmause, wo dann der neue Herr Doktor seine etwannige Beschämung in Rhein- oder Frankenweine ersäuft.

Ganz das Gegentheil von diesen sind die armen Eingebohrnen. Diese grenzen in Betragen und Aeußern mehr an den Philisterstand, sind meist fleißig hinter ihrem Studium her und schätzen sich glücklich, wenn sie nach langem Warten und Nothleiden, durch vieles Kriechen und Demüthigen endlich ein Aemtchen erhaschen, das sonst ohne alle diese Schwierigkeit dem Bedienten einer Magistratsperson zu Theil geworden wäre.

Oeffentliche Aufzüge.

Bisweilen, jedoch zum Glück nur selten, fällt es den Herren Studenten ein, öffentliche Aufzüge zu halten, doch wohl in der Absicht, sich ein Ansehen zu geben und ihre Vorrechte geltend zu machen. Als guter Freund würde ich ihnen aber rathen, das bleiben zu lassen, weil es nur Gelegenheit giebt, sich, noch dazu zum größten

Nachtheil ihres Beutels mehr und mehr herabzusetzen. Ein merkwürdiges Beispiel war die sollenne Begleitung im Sommer 1795. Die Anstifter derselben hatten wohl nicht erwartet, daß die oben erwähnten Bierfiedler und andre arme Schlucker dran Theil nehmen und mit geborgten Stiefeln, Röcken, Beinkleidern, Sporen sogar, einherstolzieren würden. Denn warlich! ehrenvoll war es doch nicht, wenn aus dem versammelten Pöbel hier einer seine Beinkleider oder seinen Rock an dem oder jenem auf seiner Mähre sich brüstenden Herrn den Nahstehenden bemerken ließ; dort eine Köchin voll Verwunderung den Herrn betrachtete, der ihr vorigen Sonntag zum Tanz aufgespielt hatte, oder etwa gar ein armer Schuster auf den einen oder den andern zeigend schrecklich lamentirte, daß er ihm schon vor Jahr und Tag ein Paar Stiefeln besohlt und noch keine Bezahlung erhalten habe. Zum Ueberfluß zankten sich noch die Herren beim Schmause über ein Paar Groschen pöbelhaft herum.

Ade.

Adeliche

giebts nur wenige unter den Studenten in Leipzig, weil auswärtige adeliche Familien ihre Junkerchens lieber auf andere Universitäten schicken und die Sächsischen sie lieber unters Militär stecken, ohne sie vorher studieren zu lassen. Deswegen haben auch die Sächsischen Junker in Leipzig selten mehr als dreihundert Rthl. jährlich und können sich durch nichts auszeichnen, als durch eine gewisse Affentracht, worinnen sie vermuthlich etwas Großes finden. Manche sprechen stark von der Klinge und von Cavalier-Parole! — ! Noch alberner als sie sind ihre Knappen. So nennt man die Bürgerlichen, die ihre Tracht und ihre Sitten nachäffen, sichs zur Ehre schätzen in ihrer Gesellschaft zu seyn und sich von ihnen zu Narren brauchen lassen. Am ersten trift dieser Vorwurf die gebohrnen Dresdner.

Der Veränderung wegen verirrt sich zuweilen eine studierende Hoheit nach Leipzig und dann ermangelt man von Seiten der Universität nicht, dieses hohe Glück in den Zeitungen auszuposaunen und sich triumphierend Glück dazu zu wünschen. Wenn arme bürgerliche Studenten den Leipzigern zu schlecht, und Adeliche zu läppisch sind, so sind solche hohe Studierende ihnen nun wieder zum Umgange zu vornehm und man wagt es kaum, sie selbst in den höchsten Familienzirkel zu ziehen, vorzüglich wenn sie — Pedanten gnug sind, in väterlicher Glorie auf der Universität strahlen zu wollen, nur mit sechs Pferden fahren, sich nie ohne zwei, drei Bedienten und zwei Hofmeister sehen lassen, und statt die Collegia zu besuchen, die Professoren auf die Stube kommen lassen.

Dieses wären also die Bemerkungen, die ich während meines Studierens in Leipzig

über

über meine damaligen akademischen Mitbürger gesammelt habe. Sollte man mir den Vorwurf machen, als sey ich in meinen Schilderungen zu allgemein gewesen; so kann ich versichern, daß ich nichts behauptet habe, wozu ich nicht durch vielfältige Erfahrung berechtigt zu seyn glaubte, daß ich aber auf Individuen keine Rücksicht nehmen konnte, die von der angegebenen Regel eine ehrenvolle Ausnahme machen. Es sind ihrer nur wenige, aber sie sind zu leicht zu unterscheiden, als daß man sie unter dem großen Haufen verlieren könnte.

In manchen Artikeln habe ich kurz seyn müssen, so gern ich weitläuftig gewesen wäre. Zum Beispiel die Pauliner hätten wohl verdient genauer geschildert zu werden; es fehlte mir aber an Nachrichten. Vielleicht wäre es nicht uninteressant, eine besondere Geschichte dieser Menschen zu entwerfen;

das

das müßte nun aber freilich von einem aus ihrer Mitte geschehen; denn von Ungeweihten läßt sich keins ihrer lebendigen Archive so leicht plündern.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebmann, Andreas Georg Friedrich <<von>>,

Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands

Bd.: 2

Altona 1796

It.sing. 1431 a-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469119-3
VD18 80327346-001